Kultur & Gesellschaft

Ein Königreich für ein Schaukelpferd

Der Buckingham-Palast lockt diesen Sommer mit einer Sonderausstellung zum Thema «Royal Childhood». Womit spielt man eigentlich, wenn man am englischen Königshof aufwächst?

Peter Nonnenmacher
London

Was tun, wenn man sich für ein Kinderfest verkleiden will, aber schon ein Prinz ist und in einem prächtigen Palast wohnt? Da muss man sich mit Träumen anderer Art behelfen. Man kann etwa, wie Prinz Charles, als heldenhafter Robin Hood gehen. Oder als kleiner James Bond, wie Prinz Andrew einmal.

Andrew, dem Herzog von York, war nämlich im Alter von sechs Jahren ein Aston Martin geschenkt worden. Der Aston Martin war eine Kinderversion des berühmten Gefährts aus «Goldfinger» – mit verstellbarem Nummernschild, verborgenen Maschinengewehren und einer Rauchentwicklung zum Einnebeln feindlicher Agenten.

Kein Wunder, dass der Prinz später zu einem Playboy heranwuchs, während sein älterer Bruder Charles als Kind lieber auf einem Spielzeugtraktor herumkutschierte. Dessen Leidenschaft galt offenbar schon früh der englischen Scholle. Und die Schwester Anne wurde mit einem Feenkostüm mit abnehmbaren Flügeln beglückt.

Solche kleinen Einsichten in die frühen Jahre der britischen Royals gewährt eine neue Sommer-Ausstellung im Buckingham-Palast. «Royal Childhood», «Königliche Kindheit», heisst sie und ist im Rahmen eines Rundgangs durch den Palast zu sehen. Bis zu 250 Jahre alt sind die Spielsachen, Kinderkleider und Bilderbücher, die gezeigt werden. Eines der ältesten Stücke ist ein Puppenhaus, das Ende des 18. Jahrhunderts für die Töchter König Georges III. angefertigt wurde.

Ein Präsent des US-Präsidenten

Samt, Seide und kostbares Porzellan waren natürlich immer schon Standard-Dekor für den höfischen Nachwuchs. Ganze Stallungen könnte man heute mit exquisiten Schaukelpferden aus Kronbesitz füllen. Das bisher letzte in dieser langen Reihe hat jüngst Barack Obama aus Washington dem kleinen Prinzen George zukommen lassen. Der Pferdekopf ist aus dem Ast einer Eiche im Garten des Weissen Hauses geschnitzt. Dem künftigen König von England – vom Präsidenten der USA.

Daneben finden sich diverse kuriose Stücke aus vielerlei Zeiten. Königin Victoria etwa musste als Kind, unter Anleitung ihrer deutschen Nanny, jeden Abend ihr Betragen in einem «Benimmbuch» notieren: «Gut» oder «sehr gut» heisst es da meistens. Manchmal war sie aber auch «ganz, ganz schrecklich unartig heute».

Die Prinzessinnen Elizabeth (r.) und Margaret im August 1932. Foto: The Royal Collection

Über Victorias Ururenkelin Elizabeth, die heutige Monarchin, ist ein Buch zu ihren «Baby-Fortschritten» geführt worden. Der erste Zahn, das erste Kriechen, die ersten Schritte sind darin notiert. Unausgefüllt geblieben ist die Rubrik «Erstes Lächeln». Vielleicht gabs nicht viel zu lachen für Lilibeth.

Das erste Wort, das man ihr beibrachte, war angeblich «Mama». Damals war Mama mit Papa in fernen Teilen der Erde unterwegs. Lilibeth soll im Buckingham-Palast herumgewandert sein und jeden, den sie traf, «Mama» genannt haben – auch streng blickende Ahnen auf Gemälden. Später, so kann man ebenso erfahren, hängte sie die Hufeisen ihrer Lieblingsponys Peggy, Greylight, Gem, Snowball und Georgie an die Wand.

Fotos vom kleinen Charles, dem Prinzen von Wales, sind zu sehen, der wie ein Pascha unter seiner Hermelindecke in Fahrtrichtung im Kinderwagen sitzt. Türpfosten hat man aufbewahrt, auf denen die Wachstumsschübe verzeichnet sind. In der massstabgetreuen Nachbildung einer Reihenhausküche durften Elizabeths Kinder sich in die fremde Welt der Untertanen Ihrer Majestät hineinversetzen. Es mag die einzige Gelegenheit im Leben der royalen Sprösslinge gewesen sein, zu der sie mal ein Bügeleisen oder eine Waschmaschine aus der Nähe zu sehen bekamen.

> Die spätere Königin war schon im zarten Alter Anführerin der «Schwalben-Patrouille» bei den Pfadfinderinnen.

Royale Kissenschlachten

Natürlich tollten auch die adligen Knirpse herum, wenn sie durften. Ein paar sehr hübsche Home-Videos zeigen Kissenschlachten, Dreirad-Ausflüge und vergnügte Tanzschritte Elizabeths mit Margaret, der kleinen Schwester. Andererseits war die spätere Königin schon im zarten Alter taschenmesserbewehrte «Anführerin der Schwalben-Patrouille» bei den Pfadfinderinnen. Die Jungs hingegen kommandierten Zinnsoldaten herum, die das Empire repräsentieren sollten. Prinz Harry beispielsweise trug als Kind einen Bademantel «im Stil einer Soldatenuniform».

Umgerechnet 30 Schweizer Franken zahlt man für diesen sommerlichen Einblick in die königliche Kindheit im Buckingham-Palast. Eine halbe Million Neugierige werden erwartet, bis die Queen Ende September wieder Quartier im Palast bezieht. Es ist ein Arrangement, bei dem Normalsterbliche aus aller Welt mit ihrem Beitrag der britischen Krone die Privilegien sichern helfen, die sie in dieser Ausstellung bestaunen dürfen. Nun ja: Man muss sich seinen Traum eben etwas kosten lassen – auch wenn man nur als Zaungast flüchtig an ihm teilhaben kann.

Auf kalifornischer Gedenkfahrt

Der Singer und Songwriter Jonathan Wilson versuchte in Zürich, sein hochgelobtes Album «Fanfare» zu spielen.

Christoph Fellmann

Es war, als sei wieder 1976 und die Sonne weise den späten Blumenkindern den Weg in die Zukunft, die es für sie nicht mehr gab. Im letzten Herbst veröffentlichte Jonathan Wilson, Musiker und Produzent in Los Angeles, mit «Fanfare» einen Songzyklus, der zurückblickte auf den kalifornischen Pop der Siebzigerjahre – wofür er in den Classic-Rock-Magazinen der Welt ausgiebig gefeiert wurde. Und zum Teil ja auch zu Recht, denn das Album ist von einiger nostalgischer Strahlkraft, wie es sich wieder einblendet in die damalige, ja auch schon reichlich sentimentale Hippiedämmerung um Sängerkerle wie James Taylor, Jackson Browne oder die Eagles.

Und jetzt kam Jonathan Wilson, dieser 39-jährige Nachgeborene, mit seiner Band also noch einmal nach Zürich, um dieses Album vorzustellen; und das Publikum versammelte sich am Dienstagabend prompt und dicht gedrängt im Bogen F, um sich ein bisschen mitblenden zu lassen vom alten Licht. Bloss, da lag absolut keine Kraft mehr darin, und was man sah und hörte, war eine reaktionäre, aus ausgebeulten Rock- und Countryformeln gebaute Musik – und einen Sänger, der davon so ergriffen war, dass er Schlüsselbegriffe wie «Love», «Magic», «Vision» oder «Angel» kaum mehr zu singen im Stande war, sondern hauchen musste. Dazu rieben sich die Gitarren sachte an geschmeidigen Bässen, und nur der Organist verausgabte sich, als wringe er verschwitzte Bettlaken aus dem Hotel California aus.

Entrückte Fiktion

War es Wilson auf dem Album – auch dank der Hilfe von Originalen wie David Crosby, Graham Nash oder Jackson Browne – noch gelungen, sich die alten Zeiten als glücklich oder zumindest wohlig zu halluzinieren, fiel nun, auf der Bühne, der ganze Zauber ab. Und es war, als befinde man sich auf Gedenkfahrt mit dem Costa Cordalis des Big Sur, der stilecht in Stetson und Lederweste vorausging. Die Fiktion jedenfalls eines kalifornischen Hippiereservats im Sonnenuntergang entrückte immer weiter, je länger die Strasse wurde mit all den flachgelegten Mädchen an ihrem Rand und mit all den schlagerhaften Melodien aus dem Lautsprecher. Froh war man geradezu, danach in einen weiteren regnerischen Abend entlassen zu werden.

Beweise für das Böse – wir brauchen mehr davon, nicht weniger

Die Agentur Magnum wird kritisiert für Bilder, die ihr Fotograf Jérôme Sessini von den Toten des MH-17-Flugs in der Ukraine gemacht hat.
*Eine Replik von Stuart Franklin**

Es gibt eine Reihe moralischer Fragen, die sich angesichts der Fotografien von Jérôme Sessini stellen. Zwei will ich hier verhandeln, und sie haben mit der Verbreitung dieser Bilder zu tun, weniger mit ihrer Veröffentlichung im eigentlichen Sinn. Magnum Photos ist eine Agentur, die die Medien mit Bildern versorgt, und kein Medium, das sie selber veröffentlicht. Die erste Frage: Lag es in Sessinis Absicht, Aufnahmen zu machen, die «voyeuristisch» sind, unnötig grauenvoll oder die die Würde der Toten verletzen? Die zweite: War es sein Wille, das Ergebnis eines Kriegsverbrechens so schlüssig und so überzeugend wie möglich zu dokumentieren?

Ich habe mir fast jedes Bild aus der Ukraine angesehen, das Sessini seit Ende Februar auf die Website von Magnum hochgeladen hat; seine Bilder der Scharfschützenattentate auf dem Maidan-Platz ebenso wie die der Strassenkämpfe und des folgenden Bürgerkriegs im Osten des Landes. Was ich sehe, ist ein Fotograf von enormem Mut und enormer Überzeugung, ein «Antikriegsfotograf» in der Art, wie Luc Sante einmal James Nachtwey beschrieben hat: ein Menschen, der vom Schrecken des Kriegs berichten will, damit er aufhört oder nie wieder stattfindet.

«Fotografien, die ein Bewusstsein wecken, sind stets verbunden mit einer konkreten historischen Situation», schreibt Susan Sontag: «Je allgemeiner sie sind, desto unwahrscheinlicher ist es, dass sie eine Wirkung haben. Fotos können keine moralischen Haltungen schaffen, aber sie können sie stärken, und sie können ihre Geburtshelfer sein.»

Es geht um das Gute

Die moralische Haltung, die Sessini mit seinen Bildern stärkt: Krieg ist Horror, und er ist ein Unrecht. Sessini ist ein hochprofessioneller, empfindsamer Bildjournalist. Sein Wille, die Dinge so zu erzählen, wie sie sind, wurzelt wohl am selben Fleck seines Herzens wie der Antrieb, der Ernest Hemingway 1938 dazu brachte, den Schrecken des Spanischen Bürgerkriegs in seinem Artikel «Dying Well or Dying Badly» zu schildern. Hemingway war so überzeugt, dass sich ein derartiger Krieg nie mehr ereignen sollte, dass er seinem Redaktor Arnold Gingrich mehrere ausgesprochen grässliche Fotos schickte, und Gingrich hat sich gezwungen, sie zu veröffentlichen. Ich könnte auch George Rodger nennen, einen der späteren Magnum-Gründer, und die Bilder, die er im Frühling 1945 machte, bei der Befreiung des KZ Bergen-Belsen. Nur ein Holocaust-Leugner würde dafür plädieren, diese Arbeit geschmälert zu zeigen.

Niemand hat sich bisher über die Bilder nach den Chemiewaffenangriffen in Syrien beschwert, über die langen Reihen getöteter Kinder. Weil es Kinder aus dem Nahen Osten sind? Gewiss, Jérôme Sessinis Arbeiten sind manchmal «düster». Aber nichts ist düsterer als die Zensur oder die Beschönigung von Nachrichten. Wir sollten uns bewusst sein, was «Antikriegsfotografie» geleistet hat: Fotografie hat die Kraft, das Gute in einer Gesellschaft voranzubringen.

Es waren die schockierenden Bilder des Zweiten Weltkriegs und der Judenvernichtung – viele von ihnen aus der Hand der Gründer von Magnum –, die zur Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 führten. Es waren Don McCullins schockierende Bilder vom Krieg in Biafra, die zur Gründung der Ärzte ohne Grenzen 1971 führten. Es waren schliesslich die Bilder aus Srebrenica und Sarajevo, die zum Ende des Bosnienkriegs 1995 führten.

Es gibt, philosophisch gesprochen, zwei Haltungen, die ein Fotograf angesichts des Todes einnehmen kann: eine absolutistische und eine utilitaristische. Der utilitaristischen geht es darum, möglichst vielen Menschen von möglichst grossem Nutzen zu sein. (Beispielsweise, indem man die ganze Grausamkeit eines Konflikts mit dem Ziel zeigt, ihn zu beenden.) Eine absolutistische Haltung postuliert dagegen womöglich, auf keinen Fall Bilder von Toten zu zeigen, wenn sie als Personen identifizierbar sind – egal, was solche Fotografien einer breiteren Öffentlichkeit durch das Verständnis der Geschehnisse nützen.

In dieser Debatte hat jeder das Recht auf seine Position. Aber meine und die von Magnum ist die utilitaristische. Sessinis Arbeit ist weder «voyeuristisch» noch entwürdigend im Umgang mit den Toten. Sie erzählt diese grauenhafte Geschichte kraftvoll und im Dienst der Allgemeinheit: Sie macht verständlich, dass solche ruchlosen Kriegsverbrechen nicht hinnehmbar sind. Während ich das schreibe – vielleicht wegen der Wirkung dieser Bilder –, bemühen sich europäische Anwälte um eine Sammelklage gegen die Täter. Sessinis Aufnahmen sind Beweise für das Böse, und ich wünschte, ich hätte mehr davon, nicht weniger.

Hinsehen, trotzdem

Zum Schluss ein Wort der CNN-Kriegsreporterin Christiane Amanpour von 1998: «Meine dunkelsten Momente hatte ich, als ich das Grauen vor meinen Augen nicht mehr aushalten konnte und mir wünschte, ich könnte die Leute ihrem privaten Leiden überlassen. Aber wir haben uns für diesen Beruf entschieden. Darum dürfen wir uns nicht abwenden, wir dürfen nicht schweigen, wir können nicht einmal den Leidenden das Schweigen lassen. Weil wir denen eine Stimme geben müssen, die gehört werden müssen. Das ist unsere Art, die Menschlichkeit zu schützen.»

**Stuart Franklin, geboren 1956 in London, ist Fotograf und Vizedirektor von Magnum Photos.*

Übersetzung: Daniel di Falco

Nachrichten

Wissenschaft

Zürcher Sprachtheoretiker Johannes Fehr gestorben

Johannes Fehr, Professor für Sprachtheorie an der Universität Zürich, ist am 17. Juli 57-jährig gestorben. In Erlenbach geboren, studierte er in Zürich und Paris und promovierte über die frühen Schriften von Sigmund Freud. Seine Habilitation widmete sich dem Nachlass von Ferdinand de Saussure. Fehr war einer der Gründer des Collegium Helveticum und von 2001 bis 2011 dessen stellvertretender Direktor. 2005 übernahm er auch die Leitung des neu gegründeten Ludwik-Fleck-Zentrums. Sein Hauptinteresse galt der Schnittstelle von Sprachwissenschaft, Literatur, Psychologie und Philosophie. So betreute er mehrere interdisziplinäre Forschungsprojekte, unter anderem «Schreiben am Netz» und «Narrativität in den Wissenschaften». *(TA)*

Literatur

Kinderbuchautorin Ursula Wölfel gestorben

Die Kinder- und Jugendbuchautorin Ursula Wölfel ist vergangenen Mittwoch in Heidelberg gestorben. Sie wurde 92 Jahre alt. Mit mehr als 50 Büchern und einer mehrfachen Millionenauflage gehört sie zu den meistgelesenen Autorinnen ihres Fachs. Schon ihr erstes Buch, der Indianerroman «Fliegender Stern», wurde zum Klassiker. Zweimal erhielt sie den deutschen Jugendliteraturpreis. (*TA*)